

Prof. Dr. Christian Möller, Universität Heidelberg

„Ja, mach nur einen Plan...“!

Überlegungen zur Beziehung von Spiritualität und Zukunftsfähigkeit¹

I. Spiritualität – was ist das?

Der Sache nach ist der Begriff „Spiritualität“ so alt wie der paulinische Satz: „Der Geist hilft unserer Schwachheit auf“ (Rm 8,26) oder wie der Satz aus der Pfingstgeschichte: „Sie wurden alle erfüllt von dem Heiligen Geist“ (Apg 2,4) oder der Mahnung des Apostels Paulus im Galaterbrief: „Wenn wir im Geist leben, so lasst uns auch im Geist wandeln“ (5, 25). Spiritualität hat es mit dem spiritus, dem Geist Gottes, zu tun. Wenn Gottes Geist wie in Jesu Taufe so auch in unserer Taufe Wohnung in uns genommen hat, stellt sich auch die Frage, zu welchem Lebenswandel uns dieser Geist treibt. Das beschäftigte die Kirchenväter ebenso wie die Wüstenmönche. Bei dem Kirchenvater Irenäus von Lyon heißt es z.B.: „Die aber immer Gott fürchten und an die Ankunft seines Sohnes glauben und durch den Glauben in ihre Herzen den Geist einsenken, die werden mit Recht Menschen genannt, rein und geistig und für Gott lebend“ (lat: spiritalis et viventes Deo)². Der Sache nach waren auch die Wüstenmönche in der Art und Weise, wie sie sich in ihren Höhlen und Zelten dem Wehen von Gottes Geist aussetzten, höchst spirituelle Menschen, und es ist kein Zufall, dass sie gegenwärtig in Zeiten der Spiritualität durch den Benediktinerpater Anselm Grün u.a. als höchst modern wieder entdeckt werden.

Es liegt auf dieser Linie, wenn im 18. und 19. Jh. der Begriff „Spiritualität“ in der dominikanischen Ordenstheologie Frankreichs als terminus technicus geprägt wird: spiritualite. Dieser Begriff hat also einen monastischen Ursprung und meint: „Geist wird Leib“, „Geist wird Lebensgestalt“, „Geist wird Tat“. Dass Religion im Leben Gestalt gewinnt und eingeübt wird, darum geht es. Spiritualität hat es mit Einübung, ja, mit Leibesübung, mit Sitzen und Stehen, mit Atmen und Gehen zu tun. Dabei werden Rituale gebildet, die eine Einübung wiederholbar machen und dazu helfen, dass der in mir wohnende Geist zur Ausprägung von guten Gewohnheiten führt, die mein Leben prägen. Eine liturgische Spiritualität etwa hilft mir dazu, dass der Gottesdienst zu einer guten Gewohnheit in meinem Leben wird³.

Eine wichtige Station für die Übersetzung und Ausbreitung des französisch-dominikanischen Begriffs spiritualite war und ist die Communauté von Taizé. „Kampf und Kontemplation“ heißen hier die beiden Seiten von Spiritualität. Es geht um eine von innen nach außen gehende Bewegung des Kampfes für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, wie um eine von außen nach innen gehende Bewegung der Kontemplation, ohne die der Kampf keinen Atem und keine Ausdauer hätte. Diese doppelte Bewegung macht den Begriff „Spiritualität“ so spannend, weil er ebenso handlungsorientiert wie meditativ, ebenso innerlich wie äußerlich ist.

¹ Vortrag im Rahmen des Fachtages der Evangelischen Hochschule Freiburg am 18.6.2010 zum Thema „Spiritualität“

² zit. Nach K.F. Wiggermann, Spiritualität, in: TRE 35, (2002), 708.

³ Vgl. Ch. Möller, Der heilsame Riss. Impulse reformatorischer Spiritualität, 39ff.

Längst ist der Begriff auch in die englische Sprache eingewandert: „Spirituality“ und prägte in dieser Gestalt die 5. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Nairobi (1975), wo eine Botschaft an die Christen der Ökumene verabschiedet wurde, in der es programmatisch heißt: „Wir sehnen uns nach einer neuen Spiritualität, die unser Planen, Denken und Handeln durchdringt“.

Vom Rat der EKD wurde kurz darauf im Jahr 1978 eine Arbeitsgruppe eingesetzt, welche Überlegungen zur Neuorientierung für eine evangelische Spiritualität erarbeiten sollte. Diese Arbeitsgruppe erkannte, dass der Begriff „Spiritualität“ „eine Alternative zu spätprotestantischer, entweder einseitig wortorientierter oder ebenso einseitig handlungsorientierter oder ebenso einseitig stimmungsorientierter Frömmigkeit bietet“, und sich vom pietistischen Begriff „Frömmigkeit“ dadurch unterscheidet, „dass er Glaube, Frömmigkeitsübung und Lebensgestaltung zusammenschließt.“⁴ Diese Erkenntnis führte dazu, daß die Evangelische Kirche von dem für sie typischen Begriff „Frömmigkeit“ eher Abstand nahm, weil er spätestens seit seiner pietistischen Engführung einen Zug in die Innerlichkeit bekommen hatte, während er bei Luther noch ebenso soziale wie religiöse Züge an sich trug: Was mir frommte, tat mir gut, wie auch ein frommer Mensch ein ebenso gottesfürchtiger wie sozialer Mensch war, der Gottes- und Nächstenliebe in sich vereinigte.

Weithin setzte sich nun auch in der Evangelischen Kirche der katholisch geprägte Begriff „Spiritualität“ durch. Das führte dazu, dass Vieles, was vorher mit dem Bannspruch bedacht wurde „Das ist ja katholisch!“ nun als spirituell aufgegriffen wird: Fasten z.B. oder Pilgern gibt es jetzt auch evangelisch; sogar ein 410 km langer Luther-Weg wurde zum Pilgern von Eisleben nach Wittenberg unterwegs zum großen Reformationsjubiläum 2017 eingerichtet. Evangelische Klöster und Kommunitäten gibt es längst wieder. Auch Maria, die Mutter Jesu, wurde auf evangelischer Seite wieder entdeckt, so dass etwa beim Ökumenischen Kirchentag in München der Schlussgottesdienst vom Magnificat, dem Mariengesang aus Luk 1, geprägt war. Der evangelische Präses des Rheinlands, Peter Beier, pilgerte schon vor Jahren zum Heiligen Rock von Trier, was in Zeiten protestantischer Frömmigkeit noch undenkbar gewesen wäre. Jetzt aber war dieses Pilgern ein Ausdruck von Spiritualität. Im Zeichen dieses weiten Begriffs ist eigentlich kaum noch etwas denkbar, was nicht evangelisch übernehmbar wäre; selbst der Papst, so schlug der evangelische Landesbischof von Bayern vor, könnte doch als Sprecher der Weltchristenheit und als ein spiritueller Diener aller Christen auch evangelisch akzeptiert werden.

Der Papst seinerseits gab freilich 1999 noch als Vorsitzender der römischen Glaubenskongregation zu bedenken, dass die evangelische Kirche eigentlich gar keine Kirche sei, sondern höchstens eine „kirchliche Gemeinschaft“⁵, weil ihr wesentliche Elemente des Kirche-seins fehlten, vor allem die apostolische

⁴ Evangelische Spiritualität. Überlegungen und Anstöße zur Neuorientierung. Vorgelegt von einer Arbeitsgruppe der EKD, Gütersloh 1979.

⁵ Im Katechismus der Katholischen Kirche, der im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz 2005 ins Deutsche übersetzt wurde, heißt es in Antwort auf die Frage 293: „Wann ist es möglich, die heilige Kommunion anderen Christen zu spenden?“: „Katholische Spender spenden erlaubt die heilige Kommunion Angehörigen der Ostkirchen, die nicht in voller Gemeinschaft mit der Katholischen Kirche stehen, wenn diese von sich aus darum bitten und in rechter Weise disponiert sind.“

Was die Mitglieder der anderen kirchlichen Gemeinschaften betrifft, spenden katholische Spender die heilige Kommunion jenen Christen, die bei Vorliegen einer schweren Notlage von sich aus darum bitten, in rechter Weise disponiert sind und bezüglich des Sakramentes den katholischen Glauben bekunden.“

Sukzession und ein daraus abgeleitetes Amtsverständnis. Und er gab weiterhin zu bedenken, dass er die lutherische Formel „simul iustus et peccator“ (zugleich gerecht und Sünder) wohl niemals verstehen und akzeptieren werde.⁶

Das brachte mich zu der Frage, ob vielleicht gerade diese merkwürdige Formel ein Herzstück reformatorischer Spiritualität sei. Freilich, damit das deutlich wird, muss man diese lateinische Formel (simul iustus et peccator) in einen Lebensvorgang des Glaubens übersetzen, wie es Luther in seiner Auslegung des Römerbriefes 1515/1516 zu Rm 3,4 tat:

„Es ist gleich wie mit einem Kranken, der dem Arzt, der ihm aufs Gewisseste die Gesundheit verspricht, Glauben schenkt und in der Hoffnung auf die versprochene Genesung seinem Gebot gehorcht und sich dessen enthält, was ihm verboten ist, damit er nicht die verheißene Genesung gefährde und die Krankheit steigere, bis der Arzt erfüllt, was er versprochen hat. Ist dieser Kranke nun etwa gesund? Nein, er ist krank und gesund zugleich. Krank ist er in Wirklichkeit, gesund aber kraft der gewissen Zusage des Arztes, dem er glaubt, der ihn schon gleichsam für gesund rechnet, weil er dessen gewiss ist, dass er ihn heilen wird; denn er hat ja schon begonnen, ihn zu heilen, und er rechnet ihm darum die Krankheit nicht zum Tode an.

In gleicher Weise hat auch unser Samariter Christus den halbtoten Menschen, seinen Kranken, zur Pflege in die Herberge aufgenommen und begonnen, ihn zu heilen, nachdem er ihm völlige Gesundheit zum ewigen Leben zugesagt hat. Er rechnet ihm die Sünde, d.h. die böse Begierde, nicht zum Tode an, sondern verwehrt ihm nun inzwischen in der Hoffnung auf die verheißene Gesundung das zu tun und zu lassen, wodurch jene Genesung aufgehalten und die Sünde, d.h. die böse Begierde gesteigert werden könnte. Ist er damit vollkommen gerecht? Nein, sondern er ist zugleich ein Sünder und ein Gerechter; Sünder in Wirklichkeit, gerecht aber kraft der Ansehung und der gewissen Zusage Gottes, dass er ihn von der Sünde erlösen wolle, bis er ihn völlig heilt, und so ist er vollkommen heil in Hoffnung, in Wirklichkeit aber ein Sünder.“⁷

Für Luther wird, wie er bei Paulus in Rm 6-7 gelernt hat, durch die Taufe ein Kampf zwischen Geist und Fleisch eröffnet. In diesem Kampf ist der Geist durch Christus willig gemacht, aber das Fleisch ist noch schwach. Peccator bin ich und bleibe ich *in re*, iustus aber *in spe*, und d.h. mit der Hoffnung auf ewiges Heil erfüllt, das in diesem Leben auch immer wieder aufblitzt, wie es eben bei einem Kranken immer auch Genesungsphasen gibt. Entscheidend ist Christus als der Arzt und Heiland meiner Sünden. Wenn mir ein Werk gelingt, dann deshalb, weil es Christus durch mich gewirkt hat: „Gutes denken, tun und dichten musst du selbst in uns verrichten.“ In diesem Sinn warnt Luther seinen Klosterbruder Spenlein in einem Brief vom 8.4.1516: „Sei auf der Hut, dass Du nicht eines Tages zu solcher Reinheit strebst, dass du dir gar nicht als Sünder vorkommen, ja, gar keiner mehr sein willst. Christus aber wohnt nur in den Sündern. Darum ist er doch vom Himmel herabgestiegen, wo er unter Gerechten wohnte, damit er auch unter Sündern wohne.“ (IL 6, 14)

⁶ Vgl. „Gerecht und Sünder zugleich? Ökumenische Erklärung“, hg. von Theodor Schneider und Gunter Wenz, Göttingen/ Freiburg 2001

⁷ WA 56, 272, 3-12

Demgegenüber nimmt die Taufe nach katholischem Verständnis alles weg, was wirklich Sünde ist⁸. Es bleibt nur noch ein „fomes peccati“, ein Zunder und eine Neigung zur Sünde. Damit hat der Christ im Laufe seines Lebens zu kämpfen, und die Kirche unterstützt ihn dabei. Ein wirklicher Sünder aber darf er gar nicht mehr sein, sondern einer, der immer heiliger werden soll, bis er am Ende vielleicht sogar durch die Kirche heilig gesprochen wird. Da aber faktisch doch immer wieder die Sünde ihre Macht zur Geltung bringt, muss sie unterdrückt, ausgeklammert, übertuscht, übergangen und gebeichtet werden, damit der Mensch auf dem Weg der Heiligung bleibt und weiter aufwärts zu seiner Selbstvervollkommung steigt. Das führt aber zwangsläufig zu einer doppelten Moral, wenn die Sünde minimiert werden soll und in ihrer ganzen Abgründigkeit nicht zugestanden und schon gar nicht geglaubt werden darf, weil sie doch durch die Taufe (scheinbar) getilgt wird.

Demgegenüber ist es bezeichnend und eigentümlich zugleich, wenn Luther schon im Vorwort seiner Römerbriefauslegung von einem „Großmachen der Sünde“ („magnificare peccatum“) spricht: „Die Summe dieses Briefes ist: zu zerstören, auszurotten und zu vernichten alle Weisheit und Gerechtigkeit des Fleisches, wie sehr sie auch von Herzen und aufrichtigen Sinnes geübt werden mag, und einzupflanzen, aufzurichten und großzumachen die Sünde, so wenig sie auch vorhanden sein mag oder so sehr man auch solches von ihr glauben mochte.“⁹ Wie dieses „magnificare peccatum“ praktisch aussieht, zeigt sich etwa, wenn Luther an Melanchthon von der Wartburg schreibt, doch endlich in Wittenberg sein elendes Vermitteln und verzweifeltes Verhandeln aufzugeben und stattdessen erst einmal selbst ein großer, stärker, kräftiger Sünder zu werden, der nicht mehr weiter weiß und sich ganz und gar auf Christus wirft: „Esto peccator et pecca fortiter, sed gaude fortius in Christo!“ Das heißt ja nicht: Hau mal auf die Pauke und lass fünf gerade sein. Es heißt vielmehr: Gib doch endlich einmal zu, dass du nicht weiter weißt und allein in Christus deine Zuflucht suchst¹⁰. Das Minimieren der Sünde macht Melanchthon so elend, dass ihm Luther zum *magnificare peccatum* in der Gemeinschaft der Geheiligten rät, die stets eine Gemeinschaft der Sünder und d.h. der auf Christi Hilfe Angewiesenen sind. Nur ein offener, bekennender Umgang mit der Sünde hilft wirklich im Leben aus dem Glauben weiter. Biblisch gesprochen:

⁸ Im Katechismus der Katholischen Kirche heißt die Antwort auf die Frage 263 „Welche Wirkungen hat die Taufe?“: „Die Taufe bewirkt die Vergebung der Erbsünde, aller persönlichen Sünden und der Sündenstrafen. Sie schenkt Anteil am göttlichen Leben der Dreifaltigkeit durch die heiligmachende Gnade, die Gnade der Rechtfertigung, die den Täufling in Christus und in seine Kirche eingliedert. Sie gibt Anteil am Priestertum Christi und bildet die Grundlage der Gemeinschaft mit allen Christen. Sie spendet die göttlichen Tugenden und die Gaben des Heiligen Geistes. Der Getaufte gehört für immer Christus an: Er ist mit dem unauslöschlichen Siegel Christi (Charakter) bezeichnet.“

⁹ WA 56, 3.

¹⁰ Den seine Sünde minimierenden und darüber schwermütig gewordenen Superintendenten Spalatin von Altenburg mahnt Luther brieflich 1544: „O ihr werdet bisher ein allzu zärtlicher Sünder gewesen sein, der sich allein über geringfügige Sündlein ein Gewissen gemacht hat. Derhalben ist meine treue Bitte und Vermahnung, ihr wollet euch gesellen zu uns großen und hartgesottenen Sündern, damit ihr uns Christum ja nicht klein noch gering macht als den, der allein von erdichteten, kindischen Sünden helfen könnte. Nein, nein, das wäre nicht gut für uns, sondern er ist von Gott zum Heiland gesetzt als der, der allein erlösen kann und will, auch von großen, rech ten, schweren, verdamnten Übertretungen und Missetaten, so die größten, ärgsten, und in Summa alle Sünden auf Erden begangen haben. Auf diese Weise tröstete mich D. Staupitz, da auch ich einmal eben in diesem Spital und gleicher Anfechtung, wie ihr jetzt, krank lag, und wie ich denke, auch vor großem Leid und Traurigkeit gestorben, wo er nicht tröstlich zu mir gesprochen hätte: Ei, sagte er, ihr wollt ein erdichteter, ja gemalter Sünder sein und derhalben nur einen erdichteten, gemalten Heiland haben. Ihr müsst euch recht in die Sache schicken und euch gewöhnen, dass Christus euer wahrer Heiland ist und ihr ein wahrer, großer, verdamnter Sünder seid. Gott scherzt nicht, gehet auch nicht mit erdichteten Dingen um, wenn er uns seinen Sohn schickt und ihn für uns dahingibt.“ (WA Br. 10, 638ff.)

„Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Wenn wir aber unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünde vergibt und reinigt uns von aller Untugend“ (1.Joh.1, 8f.)

Wenn das, was Luther das „magnificare peccatum“ und „simul iustus et peccator“ nennt, zum Kennzeichen einer reformatorischen Spiritualität werden, verlieren solche Tätigkeiten wie Fasten oder Pilgern keineswegs ihren Sinn, im Gegenteil: sie gewinnen nun ihren wahren Sinn als Leibesübungen eines Menschen, der seinen Leib als Tempel von Gottes Geist versteht und ihn deshalb so gut als möglich übt und pflegt. Zugleich weiß er, dass er dadurch nicht der Zerrissenheit seiner Existenz durch die Sünde entkommt, die Paulus in Rm 7, 19 so beschreibt: „Das Gute, das ich will, tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, tue ich“ Diesen Riss der Existenz zu bekennen, so wie Paulus es tut, ist mit dem Eingeständnis verbunden, dass ich mir aus eigener Kraft auf dem Weg zu meinem Heil nicht helfen kann, auch nicht durch Fasten oder durch Pilgern, sondern dass ich bleibend auf fremde Hilfe angewiesen bin, eben auf den, den Paulus am Ende von Rm 7,24f. anruft: „Dank für unseren Herrn Jesus Christus“. Wer den Riss seiner Existenz durch das Bekenntnis seiner Sünde offen hält, sorgt dafür, dass fremder, heilender Geist durch diesen Riss von außen her einströmen kann. Das nenne ich wahre, reale, heilsame Spiritualität. Hier gilt: „Der Geist hilft unserer Schwachheit auf“. Dort aber, wo die Frage nach Spiritualität sündenvergessen gestellt und als Frage nach der Selbstvervollkommung des Menschen betrieben wird, erscheint mir Spiritualität eher wie ein Schmieröl, mit dem der Riss meiner Existenz nur verkleistert und dadurch um so schlimmer gemacht wird, weil die Sünde sich nun um so subtiler austobt. Das gehört ja zum Wesen der Sünde, sich möglichst klein zu machen, damit sie sich im Verborgenen austoben kann. Von einer „Beziehungsspiritualität“ (M.Nüchtern) kann also im qualifizierten Sinn des Wortes nur dort die Rede sein, wo ein Mensch eine Beziehung zu seinem Sünder-Sein vor Gott und damit auch zu sich selbst gewonnen hat. Dort aber, wo diese Beziehung fehlt, geht es um eine „Entwicklungsspiritualität“, mit der ein Mensch sich sündenvergessen entwickelt und (vielleicht auch religiös) sich selbst verwirklicht.

II. Zukunftsfähigkeit- wie geht das?

Welche Konsequenzen haben diese Überlegungen zu einer reformatorischen Spiritualität für die Frage nach der Zukunftsfähigkeit des Menschen wie auch der Kirche? Anders gefragt: Wie werde ich mit Hilfe von reformatorischer Spiritualität fähig, die Frage nach meiner Zukunft oder nach der Zukunft der Kirche oder auch nach der Zukunft dieser Welt anzugehen? Und wie sieht demgegenüber ein nicht-spirituellem Umgang mit Zukunft aus? Es ist der uns vertraute und meist auch von uns selbst geübte futurische Umgang mit Zukunft: Aus dem gegenwärtigen Zustand heraus prolongiere ich Trends in die Zukunft und erkenne dann, wie ich meine gegenwärtigen Pläne anlegen muss, damit ich zukunftsfähig werde. So hat etwa die EKD schon 1986 Hochrechnungsstrategien angestellt, die auch im neusten Impulspapier von 2006 wieder auftauchen, es gebe im Jahr 2030 ein Drittel weniger evangelische Kirchenmitglieder. Michael Welker¹¹ rechnete nach derselben Logik weiter und fand heraus, das dann in 100 Jahren alle evangelischen Christen verschwunden sind und in 150 Jahren alle Deutschen. „Würde man den Zeitraum

¹¹ M. Welker, Kirche ohne Kurs? Aus Anlaß der EKD-Studie „Christ-Sein gestalten“, Neukirchen 1987, 11.

(sc. der Hochrechnung) deutlich verkürzen, unterbliebe die Sensation der Hochrechnung. Würde man den Berechnungszeitraum aber verlängern, so verlöre sich die Plausibilität und die Hochrechnung der EKD würde als reine Spekulation offensichtlich“. Stattdessen schlug Welker vor, die Kirche solle sich doch lieber auf die Fragen und Enttäuschungen der Menschen heute konzentrieren und die Menschen aufsuchen, die heute die Kirche verlassen, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Viele von ihnen sind ja ausgetreten, weil niemand sie jemals aufgesucht hat.

Im Grunde gab Welker nur zu bedenken, was der barocke Dichter Andreas Gryphius (1616-1664) in dem Vierzeiler reimte:

„Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen.
 Mein sind die Jahre nicht, die etwa möchten kommen.
 Der Augenblick ist mein und nehm ich den in Acht,
 so ist der mein, der Zeit und Ewigkeit gemacht.“

Das klingt so einfach und wird sogar noch einfacher, wenn es in der Bergpredigt heißt: „Es ist genug, dass jeder Tag seine eigene Plage hat. Darum sorgt nicht für morgen“ (Mt 6,35). Mit dem Tag, der seine eigene Plage hat, ist der Augenblick gemeint, den ich in Acht zu nehmen habe. Ich hätte genug damit zu tun und würde tatsächlich heute leben, um geistesgegenwärtig das zu tun, was mir in die Hand oder vor die Haustür gelegt wird. Ich würde die Lilien auf dem Feld sehen, die heute blühen, und ich würde die Vögel unter dem Himmel in ihrer Leichtigkeit heute wahrnehmen.

In diesen Überlegungen blitzt ein anderer Umgang mit Zukunft auf, den ich den adventlichen Umgang nenne. Zukunft wird hier das, was sie schon rein sprachlich ist: das, was uns zukommt. „Trachtet zuerst nach dem, was euch als Reich Gottes zukommt, so wird euch das andere alles zufallen“ (Mt 6,34), sagt Jesus in dem schon angesprochenen Kapitel der Bergpredigt. Wie sieht ein Mensch aus, der diesen Umgang mit Zukunft als dem uns Zukommenden praktiziert? Der dänische Denker Sören Kierkegaard¹², der sich diesem Kapitel der Bergpredigt in seinen Religiösen Reden wieder und wieder zugewandt hat, umreißt das Bild eines Ruderer, der sich dem Ziel entgegenarbeitet, indem er ihm den Rücken umgekehrt hat. Dagegen könne es einen Menschen nur zerstreuen, wenn er jeden Augenblick ungeduldig nach dem Ziel sehe. „Nein, sei für ewig und im Ernst entschlossen, so wendet du dich ganz deiner Arbeit zu und dem Ziel den Rücken. So ist man gestellt, wenn man ein Boot rudert, und so ist man gestellt, wenn man glaubt. Der Glaube wendet dem Ewigen den Rücken zu, um es gerade an dem heurigen Tag bei sich zu haben.“ Kierkegaard gibt freilich weiter zu bedenken: „Wie selten ist doch ein Mensch, der wirklich gleichzeitig ist mit sich selbst; die meisten sind in Gefühl, in Einbildung, in Vorsatz, in Entschluss, in Wunsch, in Sehnsucht...hunderttausend Meilen sich selbst voraus“. Der Gläubige (ich könnte auch sagen: der Spirituelle) sei jedoch der Gegenwärtige. Er sei, wie Kierkegaard fortfährt, „im höchsten Sinn des Wortes gleichzeitig mit sich selbst. Und das sei auch das am meisten Bildende und Entwickelnde. Es ist, so füge ich hinzu, auch das wahrhaft Zukunftsfähige, denn nur der ist wirklich der Zukunft fähig, wer den Augenblick in Acht nimmt und ihn

¹² S, Kierkegaard, Christliche Reden 1848, Jena 1929, 65f.

geistesgegenwärtig gestaltet, weil er die Zukunft als Gottes Zeit kommen lässt, die dem Menschen und seinen Zukunftsplänen nicht verfügbar ist.

Zu dieser Art von „Zukunftsfähigkeit“ gehört auch ein Planen, Gestalten und Rechnen mit der Zukunft, das nicht im Zeichen der Sorge um die Zukunft steht, sondern den Charakter von täglicher, alltäglicher Besorgung hat. Paulinisch gesprochen kommt nun vor das Planen, Machen und Gestalten ein neues Vorzeichen: „als ob nicht“ (1 Kor 7,29ff.). Ich höre dieses Vorzeichen, wenn es in Bert Brechts Dreigroschenoper heißt:

„Ja, mach nur einen Plan
sei nur ein großes Licht
und mach dann noch `nen zweiten Plan,
gehen tun sie beide nicht.“

Diese Ironie macht das Planen nicht überflüssig, sondern nur viel leichter, spielerischer und viel weniger verbissen. Im Wahrnehmen des Augenblicks schaue ich danach, welche Möglichkeiten mir jetzt gegeben sind, um z.B. einen Haushaltsplan aufzustellen oder gar einen Personalentwicklungsplan. „Ja, mach nur einen Plan“, aber sei dir bei deinem Plan selbstkritisch klar, wie wenig du die Zukunft in der Hand hast, und wie sehr die Zukunft Gottes Zeit ist. Das aber, was dir jetzt in die Hände gelegt ist, sollst du planen und gestalten, und zwar mit der realistischen Einstellung, die aus Jesu Anweisung zum Turmbau spricht: „Wer ist unter euch, der einen Turm bauen will und setzt sich nicht zuvor hin und überschlägt die Kosten, ob er genug habe, um es auszuführen“(Lk 14,28). Das eben tun die Turmbauer von Babel nicht. Sie sind Himmelsstürmer, die in Gottes unverfügbare Zeit maßlos eingreifen. Solche futurische Zukunftspläne aber werden allemal von Gott belächelt und alsbald in heilloser Verwirrung verstrickt, wie der weitere Gang der Turmbaugeschichte in Babel zeigt.

Warum ist dennoch der adventliche Umgang mit Zukunft so schwer? Warum sind sich, wie Kierkegaard sagt, so viele Menschen hunderttausend Meilen in Gefühl, in Einbildung, in Vorsatz, in Entschluss und Sehnsucht voraus? Hier komme ich noch einmal auf das zurück, was die Bibel „Sünde“ nennt, jetzt aber in der Gestalt, wie sie der Mythos vom Sündenfall in Gen 3 beschreibt: „Ihr könnt sein wie Gott“, zischt die Schlange dem Menschen zu. Das hört sich dramatisch an, geht aber viel leiser und selbstverständlicher vor sich, wenn Menschen sein wollen wie Gott, indem sie sich die Zukunft als Gottes Zeit anmaßen und verplanen. Dann entstehen 5-Jahres-pläne, 7-Jahres-pläne, 10-Jahrespläne. Gesungen wird: „Mit uns geht die neue Zeit!“ So geschah es in der sozialistischen Planwirtschaft der DDR, die von der Heilspareole geprägt war: „Die Zukunft gehört uns!“ Am Ende stand das viel zitierte Sprichwort Gorbatschows von 1989: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben!“ So wird es nicht nur der DDR ergehen, sondern im Grunde jedem, der die Zukunft in den Griff zu nehmen versucht und sich selbst in der Planung weit voraus ist, sei es bis ins Jahr 2017 oder bis ins Jahr 2030 oder auch nur mit der Vorausplanung eines Jahres, indem das kommende Jahr okkupiert wird als „Jahr der Blume“ oder als „Jahr des Priesters“ usw. Mit solchen Okkupationen der Zukunft vergreife ich mich an Gottes Zeit, so daß ich am Ende zu spät dran sein und vom Leben bestraft werde.

Naiv wäre jedoch, wer nun meinte, er könne sich rasch seiner Zukunftspläne entschlagen und ab heute ganz gegenwärtig werden. Das kann ich nicht, denn das

hieße in Wahrheit, meine Gedanken anhalten zu wollen, die mir dauernd in die Zukunft davon eilen und Pläne machen, an die sich irgendwann die Sorgen heften, obs denn auch so wird, wie ich das geplant habe. Wenn Jesus gebietet: „Sorget nicht!“, so erwischt er mich auf dem falschen Fuß, denn wie sollte ich meine Sorgen abstellen und die Vögel unter dem Himmel wie die Lilien auf dem Felde meine Lehrmeister sein lassen? „Ich kann es nicht“, und wenn ich diesen Satz reflektiert sage, könnte er zu einem Bekenntnis meiner Sünde werden, dass ich die Finger und die Gedanken nicht davon lassen kann, in Gottes Zeit einzugreifen, aber gerade so mir die Sorge aufzuladen. Auch hier gilt: „Das Gute, das ich will (im Umgang mit der Zukunft), tue ich nicht, sondern das Böse, was ich nicht will (nämlich in Gottes Zeit einzugreifen), das tue ich (und bewirke dadurch nur um so Schlimmeres.“

Worauf es ankäme, wäre wiederum das, was für Luther das Entscheidende einer reformatorischen Spiritualität war: Die Sünde aus ihrem Versteck, in dem sie sich austoben kann, ans helle Tageslicht von Christi Gnade zu holen und sie hier groß zu machen, auch die Sünde, die sich im Umgang mit der Zukunft als so logisch und vernünftig tarnt, obwohl sie in Wahrheit in Gottes Zeit eingreift und darin sein will wie Gott. Das mit Hilfe der Bergpredigt und ihrer radikalen Gebote wie „Sorget nicht!“ einzugestehen, heißt den Riss zu erkennen, der durch meine Existenz geht, nämlich Gutes zu wollen und Böses zu bewirken. Indem ich diesen Riss erkenne, dass ich mir selber in meinem Umgang mit Zukunft nicht helfen kann, fängt fremder Geist an, eben der Geist des Bergpredigers, in mich einzuströmen. Ich werde geistesgegenwärtig für das, was mir entgegenwartet: „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes. Das Andere wird euch dann zufallen“. Jetzt werde ich dessen gewärtig, was mir heute zugemutet wird. Ich nehme den Augenblick wahr, der mein ist. Ich erkenne, was ich jetzt wirklich planen und gestalten kann und vergreife mich nicht mehr an Gottes unverfügbarer Zukunft.

So werde ich durch reformatorische Spiritualität geistesgegenwärtig und darin zukunfts-fähig. Bei Martin Luther verdichtete sich diese Art von Zukunftsfähigkeit in dem Satz, den noch nie ein Forscher in Luthers Schriften nachgewiesen hat und der dennoch treffend wie kein anderer Satz den Zusammenhang von Spiritualität und Zukunftsfähigkeit bei Luther zum Ausdruck bringt: „Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen“.